

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Guillotine [Schluss]
Autor: Ziegler, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

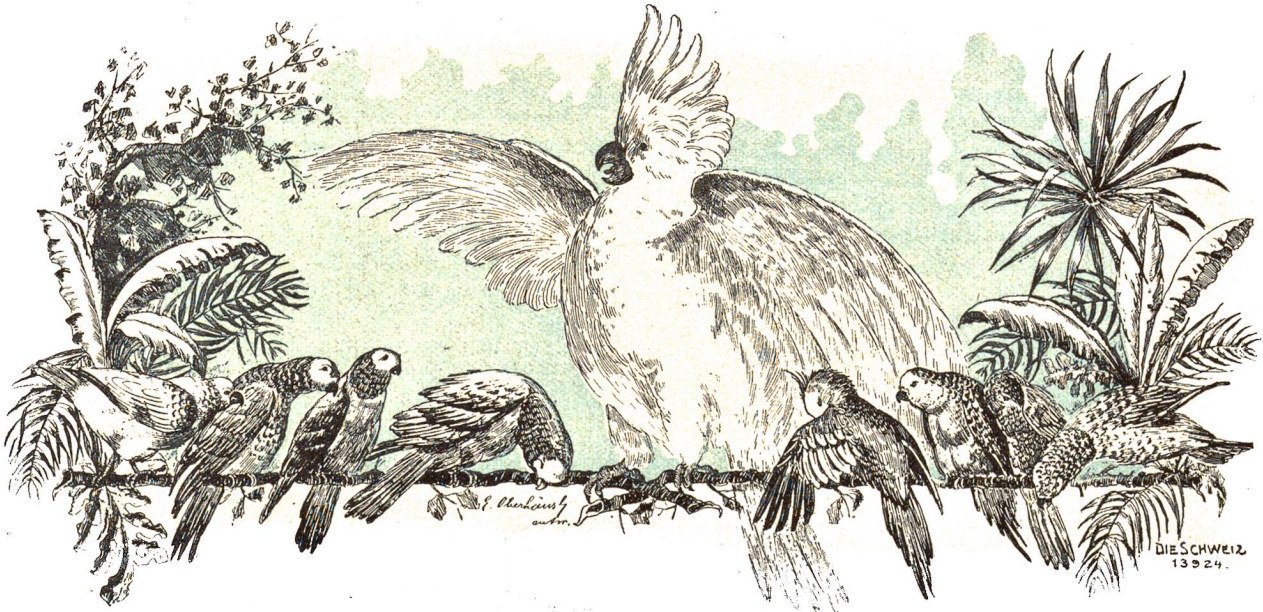
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Huldigung. Nach Federzeichnung von Ernst Oberhänsli, Zürich.

Die Guillotine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine antiquarische Plauderei von Eugen Ziegler, Zürich.

(Schluß).

Die Büste, Doktor Guillotins für das Ballhausmuseum in Versailles stammt von Henri Bouillon. Sie zeigt uns einen feinen, gescheiten, heiter lebenswürdigen Gentleman. Es wird gut sein, das voranzuschicken. Und ein durch und durch sympathischer Mann muß er gewesen sein. Er war zuerst Jesuit, wandte sich aber bald nach Paris zum Studium der Medizin, in der er es als tüchtiger und bescheidener Mann zu gutem Ansehen brachte. Als Deputierter von Paris kam der beliebte alte Herr, für seine humanitären Ideen und einen gemäßigten Liberalismus bekannt, in die Assemblée constituante, wo er nach verschiedenen Anläufen durchsetzte, daß die Todesstrafe durch Enthauptung und auf keine schwerere Art zu vollziehen sei. Und zwar wollte er die oft durch unruhige Haltung des Verurteilten oder ungeschickte Hand des Henkers zu Grauslichkeiten ausartende Schwert Hinrichtung durch eine Maschine ersetzt wissen, wie sie in England in Gebrauch und, wie es scheint, in einigen Gegenden Frankreichs bereits eingeführt worden. Vermutlich beschränkt sich also sein Verdienst auf die humanitäre Absicht. Es ist um so weniger anzunehmen, daß er das schon vorhandene Instrument selbständig nachgefunden habe, als sein Kollege Dr. Louis, Sekretär der Académie de Chirurgie, mit der Begutachtung der Motion beauftragt, die englische Maschine kennt und schildert. Es kommen auch auf ältern deutschen und italienischen Zeichnungen solche mechanische Einrichtungen zum Vorschein, und nachdem man auch aus gallischer Vorzeit ein durchaus qualifizierbares steinernes Fallbeil entdeckt hat, können wir es wieder einmal mit Händen greifen, daß es unter dieser Sonne nichts Neues gibt.

Das Gutachten des Dr. Louis hat den Ausschlag gegeben, und die „Erfindung“ hieß denn auch in der

ersten Zeit Louissette, und wenn auch diese Benennung auf die Dauer den kürzern gezogen, so hat sie doch genügt für den Dr. Louis, vor Herzleid über diese unwillkommene Berühmtheit zu sterben. Er war nicht der einzige, der unter der Neuerung zu leiden hatte. Ein armer Todeskandidat ward noch Monate lang in Hangen und Bangen schweben gelassen, weil man sich zwischen Ministerium und Departement über die Verpflichtung zur Herstellung und dann nachher mit den Unternehmern über die Budgetierung zankte. Der erste Voranschlag von 5660 Franken wurde endlich von einem Deutschen, namens Schmidt, unterboten, der nur 305 Fr. verlangte und 24 für den ledernen Sack für den Kopf. Um besagten Herrn Schmidt hat die Legende ein artiges Idyll gewoben. Er soll von Beruf Klavierfabrikant gewesen sein und mit Papa Sanson, dem Henker von Paris, täglich vierhändig gespielt haben. Zwischen zwei kleine Balletairs hinein soll er, da ihm sein Partner etwas zerstreut vorkam — der hatte nämlich keine Freude gehabt an der Einmischung der Mediziner und Gesehgeber in sein Métier — plötzlich gefagt haben, es gehe ihn ja eigentlich nichts an, da es sich um den Tod des Nächsten handle, aber dieses sorgenvolle Sinnen könne er nicht mehr mitansehen; er habe Bleistift und Papier genommen, etwas drauf skizziert, und das sei dann die Erfindung der Guillotine gewesen. Die Geschichte weiß nur vom Zimmermann Schmidt und seiner Rechnung.

So wurde denn der harrende Missetäter endlich erlöst. Das Volk hatte sich zu dem neuen Ding in Masse eingefunden auf der Place de Grève. Aber bevor es so recht die Hälse gestreckt, war schon alles vorbei. Es hatte nichts gesehen, ging enttäuscht nach Hause und sang sein Heimweh nach dem Galgen:

Rendez-moi ma potence de bois,
Rendez-moi ma potence!

Herr Sanson hatte noch keine Zeit gehabt, sich mit dem neuen Gesellen vertraut zu machen, als er schon inständig ersucht wurde, ihn leihweise nach Versailles zu senden, wo man nach der neuen Bekanntschaft brannte. Das war nun schon eine recht beschwerliche Geschichte; aber es mochte sich zur Ausnahme machen lassen. In- dessen, nichts in der Welt geht so schnell und leicht von statten als das Machen von Gesetzen und Prinzipien, wenn es den Leuten so recht darum zu tun ist. So war denn die Einführung des neuen Todes im Handumdrehn zum Gesetz geworden, und allüberall im Reiche sollte und wollte diesem nachgelebt werden. Man freute sich der menschenfreundlichen Morgenröte auch auf diesem Gebiet und konnte es vor Ungeduld nicht erleben. Doch nicht so schnell wie ein Prinzip und ein Gesetz ist eine Guillotine gemacht.

So kam denn für Herrn Schmidt eine gute und schwere Zeit. Da man Louissetchen nicht im ganzen Lande reifen lassen konnte, mußte er eine Riesearbeit bewältigen, tagein tagaus von früh bis spät arbeiten, zuweilen fast allein; denn das isolierende Vorurteil ging bald auch auf die neue Maschine über, und die einen Zimmerleute wollten mit dem blutdürstigen Zeug gar nichts, die andern nur dann etwas zu tun haben, wenn ihren Namen strengste Diskretion zugesagt wurde, die dritten trieben den Taglohn in die Höhe, daß dem armen Unternehmer sein Benefiz unter den Händen zer- rinnen wollte. Und so schnell mußte die Arbeit von statten gehen, daß von einem soliden gebiegenen Werk keine Rede sein konnte. Wahre Mißgeburten wurden in die Provinz versandt, und selbst die gewissenhaftern Fabrikate waren noch recht wacklige, halbblahme Louissetchen, und am Metall scheint sich der Lieferant für den niedrigen Preis entschädigt zu haben; denn alsobald liefen Klagen ein, wie z. B.: „Das Fallbeil von Seine- et-Dise habe eine Bresche.“

Auch so noch ging es viel zu langsam. Noch auf der Höhe der Schreckenszeit waren nicht alle Departements versehen. Es sieht fast aus, als ob Herr Schmidt ein Patent genommen hätte; denn wir erfahren nirgends, daß sich in der Provinz eine Filialfabrik aufgetan habe, das wäre doch eine große Erleichterung gewesen. Doch ist es wohl besser so. Denn wenn man mit Bestimmtheit sagen kann, daß ohne die Motion des Menschenfreundes Guillotin die Schlächtereien viel lang- samer und ermüdender vor sich gegangen und einige Tausende weniger geopfert worden wären, so ist auch deut- lich, daß eine Beschleunigung in der Herstellung auch eine Vermehrung der Opfer nach sich gezogen hätte. Es gab ja freilich Orte, wo man sich wie in Bordeaux eine dreifache Guillotine leistete, und wieder Fälle, wie die Operationen Carrier, wo der Massenmord in Ermanglung des offiziellen Hilfsmittels von Hand, mit dem Gewehr oder auch mit Hülfe des feuchten Elements gepflegt wurde.

Es gibt eine ganze Korrespondenz von Staats- anwälten, die einander die Guillotine oder auch den Henker oder beides für so und so lang abpumpen, be- ziehungsweise überlassen, und hie und da mag ein minder blutdürstiger Herr diese Schwierigkeiten mit gutmütigem

Phlegma behandelt haben, in der stillen Hoffnung, durch solche Nachlässigkeit das eine oder andere Leben zu vergessen oder zu retten.

Als endlich alle Departements versehen waren, hatte die Guillotine ihre Blütezeit schon hinter sich. Frank- reich war keine Republik mehr. Bonaparte war Kon- sul. Und wenn auch sein Regiment das Land ziemlich genau soviel Opfer gekostet hat wie die Republik, so hat er doch länger gebraucht zu diesem blutigen Ruhm und einen lang nachstrahlenden Glanz hinterlassen, der das Volk seiner Opfer noch heute wohlthätig blendet.

Unter ihm beginnt nun mit dem Export der Frei- heit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch der Export der Guillotine. Keinem neueroberten Land wurde diese Errungenschaft vorenthalten. Und da man den neuen Brüdern die Handhabung der Louise unendlich gleich anfangs zutrauen konnte, wurde mit ihr jeweilen auch ein Jünger Sansons verschickt. Sie repräsentiert in einigen Gegenden das Denkmal, das an die vorüber- gehende Zugehörigkeit zu Frankreich erinnert, — etwa wie der Code Napoleon.

Auch die Henker und Henkersknechte mußten sich erst an das neue Terrain gewöhnen. Bei einer der ersten Hinrichtungen — es waren drei Falschmünzer — fiel Sanson junior, der, wie gewohnt bei inter- essanten Fällen, eines der abgeklappten Häupter der Menge zeigen wollte, vom Podium hinunter und blieb nun selbst mausetot auf dem Platz.

Seiner Beine etwas sicherer war ein alter Gou- verneur von La Martinique, als sein Karren vor der Louise anlangte. Um den Gaffern zu zeigen, was er sich aus dem Tod mache, sprang er in einem ein- zigen Satz vom Wagen auf das Podium hinüber. Denn an Publikum fehlte es in den ersten Zeiten nicht. Die Arbeiter liefen von der Arbeit, der De- putierte von der Sitzung, das Fischweib von den Fischen, der Fuhrmann von den Pferden. Dafür stand ja das Schafott so lange auf dem größten Platz von Paris, der wohl auch in Erinnerung an diese all- umfassende Neugierde den spätern Namen „Place de la Concorde“ verdient hat. Allmählich freilich wurden die Leute blasierter. Der kaltblütige passive Heroismus, das einzige Erbteil, das aus der Zeit des Mittelalters diesen Vornehmen geblieben war, machte ihren Tod zu un- interessant für die sabstischen Bluthunde und den stum- pfen Pöbel. Es wurden Stimmen laut, diese Todes- art sei viel zu gelind für solche Verbrecher. Man fand eben keine Aufregung mehr oder nicht genug. Und auch die, deren Interesse Teilnahme, deren Auf- regung Entsetzen gewesen, auch sie — gewöhnten sich allmählich an das Schauspiel. Es kam eine Zeit, wo die heimkehrenden Bummel aus den Champs Elysées ohne hinzusehen um die Ecke bogen und über den Platz der Rue Royale zuschritten. Die Behauptung scheint uns auch wohlgegründet, daß das Blutregiment der Ter- roristen keine fünf Tage gedauert hätte, wenn all die Todeskandidaten bis zum letzten auf der langen Karren- fahrt denselben Höllenlärm verführt hätten, wie das reise Liebchen Ludwigs XV. Die Leute hätten es einfach nicht ausgehalten. Es schickt sich auch ganz gut, daß die rote Dubarry gerade das einzige Opfer sein mußte, das in natürlicher, instinktiver Weise seinen Protest ab-

gab gegen den blutigen Wahnsinn, der nun an Stelle ihres verkommenen, aber in seiner Frivolität gutmütigen königlichen Anbeters die Menschen knechtete und von dem sie nichts begriff.

Das „Cabaret de la Guillotine“, in dem sich die Gaffer gütlich taten, wenn die Totenfuhr gar zu lange säumte, war in der alten Portierwohnung am Eingang des Tuileriengartens, gedieh aber nach und nach so wohl, daß es schließlich die Ecke der beiden Orangerieterrassen über und über bevölkerte, mit Frauen und Gigerln, mit Bürgern und Militärs und vielen Polizeispionen. Viele waren ja wohl auch da, um sich selbst an den Tod zu gewöhnen, um einst im Notfall sterben zu können, wie die würdevollen Damen und Herren da vorn, wenn sie nicht gar im Dunkel der Mitternacht sich im sichern Besteigen des Leiterchens übten wie Magdalene Schweizer, Lavaters verwöhnte Nichte, Mirabeaus angebetete, doch unbefiegte Gastgeberin, Robespierres einst einflußreiche, dann machtlos gewordene und selbst bedrohte Freundin.

Natürlich pflegte die Zahl der Zuschauer nach dem Rang der Opfer zu variieren.

Während die Guillotine in Permanenz auf dem Platz stand, wurde das Fallbeil abends immer weggenommen.

Der Boden der Umgebung war allmählich dergestalt von Blut getränkt, daß die Fußsohlen noch weit in den Straßen umher die roten Spuren vertrugen. Und wenn dann auch von Zeit zu Zeit mit Sand und Wasser gefegt wurde, so ging das nie so tief, wie die roten Bäche gedrungen waren. Begreiflich, daß diese Nachbarschaft den Anwohnern auf die Dauer wenigstens hygienisch ungemütlich wurde und sie sich nicht mehr beruhigten, bis der Nichtplatz wieder einmal auf eine andere Seite der Stadt verlegt wurde. Da, auf der Place du Trône, machte man vor der Guillotine eine tiefe Grube zum Aufsaugen des Bluts und des Abwaschwassers. Aber als diese voll, war der Geruch so unerträglich, daß man sie wieder ausfüllte und eine andere so tief hinabgrub, daß das Blut sich in der Erde verlor. Hier wurde am fleißigsten gearbeitet. In sechs Wochen starben hier dreizehnhundert Menschen. Unterdessen funktionierte vor dem Rathaus die Louissette der Verbrecher; diese wurden nämlich separat erledigt.

Einer der letzten Guillotinierten der großen Zeit war Carrier, der „noyeur“ von Nantes. Als er auf der Plattform erschien, spielte ihm einer der Zuschauer zum Sterben auf der Klarinette auf. Es war das «Ca ira».

In der klassischen Schreckenszeit, das heißt vom 6. April 1793 bis zum 29. Juli 1795 sind in Paris 2831 Menschen guillotiniert worden. Und die Menschen hatten sich daran gewöhnt wie — um ein geflügeltes Wort des Meistermörders St. Just zu wiederholen — „wie der Gaumen an die starken Schnäpfe“.

Ursprünglich war ja auch das ganze Schauspiel nicht eben als Sensation, als Ritzel gemeint. Sonst wäre man schwerlich so ungeschickt gewesen und hätte beinahe mit dem stärksten Schnaps den Anfang gemacht. Nachdem die Pariser, denen kein Eindruck nachhält, einmal die Hinrichtung ihres Königs, das Unglaublichste, verdaut hatten, sank ihr Interesse bald zur banalsten Müßig-

gänger=Neugier hinunter, wenigstens soweit nicht der eigene Kopf oder ein intim benachbarter ins Wackeln kam. Der altbewährte Pariserwitz überschritt schließlich auch hier den Damm der Pietät, und der gute Sanson, sein Instrument und seine Opfer wurden bald nicht minder die Zielscheibe erbarmungsloser Rezension, der muntersten Unterhaltung, als wenn sie samt und sonders auf der Bühne gespielt hätten, mit der dort herkömmlichen Abwechslung und Nuancierung in Erfolg und Blamage. Der würdige und korrekte Charles Sanson wurde zum Karikchen erniedrigt und die Guillotine zum „Fensterlein“, zu „Capets Fenster“, zu „Sansons Tochter“, zur „Käzengalle“. Recht anschaulich können wir uns diese Art von Konversation vergegenwärtigen, wenn wir ein wenig in Héberts, des „Père Duchesne“ gesinnungstüchtiger Zeitung blättern. Das Münsterchen, das uns in Herrn Venotres Chronik der Guillotine geboten wird, handelt vom Todesgang der Königin. Die Scheußlichkeit dieser Auslassungen übertrifft wohl fast alles, was der literaturverwaltende Kritikus nach seiner Menschenkenntnis als die berühmte „psychologische Unwahrheit oder Unmöglichkeit“ zu qualifizieren pflegt.

Es ergibt sich hier die Anregung zu einem flotten Zweibänder, der zu schreiben wäre: zum ersten eine Blütenlese aus der gesamten Journalistik dieser Revolution von den anständigsten und offiziellsten bis zu den unanständigsten Blättern, wie eben der Père Duchesne — wo und wann immer von Louissetten die Rede ist. Es gäbe eine mehr unterhaltende als anmutige, aber sicher hochbedeutende Lektüre, eine ebenso wunderliche als wunderbare Quelle zur Geschichte der Guillotine nicht nur, sondern der Psychologie und wohl auch der Sprache. Desgleichen der zweite Band, den wir auf entsprechende Weise zusammenstellen würden aus der Rolle des «rasoir national» in den offiziellen Reden. Vielleicht würden wir uns gegen die tragische Seite noch schneller abstumpfen als gegen die komische.

Diese Studie über die prosaisch-rhetorische Funktion des Fallbeils würde nun aber seine Bedeutung in der Unterhaltung der Zeit noch lange nicht erschöpfen. Ein Schatzkästlein von mindestens ebenso viel Reiz böte die literaturgeschichtliche Behandlung des Gegenstandes. Musik und Dichtung haben sich wetteifernd um ihn verdient gemacht, das Handwerk und das Kunsthandwerk, ja sogar eine Art von religiösem Kult hat sich seiner bemächtigt. Das alles können wir leider hier nur andeuten, und selbst das Werk, auf das wir hier immer wieder Bezug nehmen und eindringlich hinweisen möchten, indem es der Neugier wenigstens eine erste Abschlagszahlung bietet, es kann uns auf seinem Raum nur färgliche, wenn auch höchst illustrative Beispiele geben.

Es ist durchaus keine antiquarische Kleinrämerei, zu der wir hier Anregung gegeben haben möchten. Es handelt sich um ein Hauptstück Sittengeschichte einer Gesellschaft und einer Zeit, die für immer zu den bedeutendsten gehört, speziell auch durch den Begriff, den sie von der Größe und Reichhaltigkeit der Möglichkeitenkala im menschlichen Seelenleben bietet.

Ein Gemeinplatz und eine Mode war die Guillotine geworden.

Den steinernen Heiligen von Notre-Dame ging es nicht besser als ihren Priestern, die den Eid auf die neue Verfassung geweigert hatten. Die weißen Hälsen der Enthaupteten hoben sich in glänzender Frische von den alters- und wettergrauen Körpern ab und schimmerten lustig in die Weite.

Es muß ja freilich nicht immer nur abgehärtete Rohheit gewesen sein, die sich mit dem neuen Ding so vergnüglich abgab. Der Galgenhumor, die Angst, die nach wilder Betäubung verlangte, hatten auch ihren Anteil am Lachen. In einer Reihe von Couplets, „gesungen an einem Verbrüderungsfest“, die der Bibliothekar der großen Oper, Louis Damade, in seine «Histoire chantée de la première République» aufgenommen hat, ist Luïschen recht humorvoll als von allen Ständen heiß umworbene Courtisane besungen. Galgenhumor aber will es bedeuten, wenn es unter den Verurteilten selbst Mode wurde, sich noch einen muntern Reim zu leisten, «faire sa chanson de Guillotine», wie der technische Ausdruck lautet. Ein solches Todeskandidatenliedchen hat übereilter Weise (nach wechselnden Melodien) auch einer der die Bretagne verheerenden Schreckensmänner gebichtet, als wohlverdienter Weise endlich auch ihm der Prozeß gemacht wurde — das Kopferbrechen über seinen Schwanengesang ist aber das einzige gewesen, was ihm die Guillotine angetan. Er wurde verbannt.

«Je m'en vais de Rennes à pied,
Convenez-en, la chose est dure.
Le sénat n'avait pas pensé
De m'accorder une monture.
Voyez à présent
Qu'il est prévoyant!
Je vais au supplice en voiture.»

Weiter heißt es:

«Demain Sanson d'un air benêt
Me dira: «Faut que je tonde;
Tu pourras, Pami, s'il te plaît,
Terroriser dans l'autre monde.»

Und unter so intimen Gesichtspunkten wurde die Allbefungene behandelt, daß man endlich bei einer geradezu lasciven Grotik anlangte, von deren Blüte «La Guillotine de Cythère» auch der sachliche und ziemlich unbefangene Herr Lenotre nicht einmal ein einziges Couplet zu zitieren wagt.

In der Provinz ist es übrigens auch vorgekommen, daß der eine oder andere der blutdürstigen Sendlinge aus Paris, um dem Volke durch das Vergönnen eines Extrafreudchens den würdigen Begriff von der festlichen Bedeutung solcher Hinrichtungen beizubringen, neben dem Podium ein zweites errichten ließ, auf dem während des Aktes ein Orchester seine Weisen zum besten gab.

Zimmer höher stieg Jung-Luïschen.

Unser Gewährsmann zitiert, wie schon gesagt, recht interessante Korrespondenzen über ihre Karriere, die die Agenten aus Paris und die Anwälte im Land herum unter sich und mit ihren Behörden austauschten. Wir müssen uns begnügen, auf seine Auslese und seine Quellen zu verweisen. Aber was sollen wir von der seelischen Situation eines Menschen denken, der 1794 der Nationalversammlung, die ihn dann allerdings mit wohl edlem Entsetzen abgewiesen hat, eine Stiftung anbot, aus deren Zinsen „die Guillotine unterhalten und repariert werden sollte“? Gerade wie man einer Heiligen eine Kapelle oder eine Kirche oder ein praktisches Liebeswerk stiftet!

Ja: eben beim Heiligenkult sind wir tatsächlich angelangt. Was will es heißen, wenn Frauen in Nantes allerliebste kleine Louissettchen als Ohrringe trugen, wenn Beamte sie als Siegel führten, wenn die Konfiserien eßbare Püpplein, Herrlein und Dämchen, verkauften, deren menschen- oder fliegenblutfarbiger Inhalt — je nachdem es Himbeersaft oder Crème war — mittelst „Capetisierens“ ausgebeutet wurde, ein ziemlich teures Vergnügen bei der Ambition, so gut wie Sanson zu arbeiten, der in dreizehn Minuten zwölf Köpfe erledigte!

Was will das alles heißen neben den parodierenden Titanen, mit der wir die Geschichte „Sainte Guillotine's“ oder wie sie auch häufig zärtlicher angerufen wird, „Sainte Guillotinettes“ endlich und mit nunmehr überfättigter Neugier recht gern abschließen wollen:

Sainte Guillotine, protectrice des patriotes, priez pour nous!
Sainte Guillotine, effroi des aristocrates, protégez-nous!
Machine aimable, ayez pitié de nous!
Machine admirable, ayez pitié de nous!
Sainte Guillotine, délivrez nous de nos ennemis!

— ❧ — Armut. ❧ —

Die Armut schleicht durchs Erdenhaus;
Sie sucht sich einen Winkel aus,
Wo Raft sie könnte halten.
Sie spähet scharf durch Tor und Tür,
Und schiebst du ihr den Riegel für,
Dringt keck sie durch die Spalten.

Die Armut ist ein schlimmer Gast;
Auf deine Schultern wälzt die Last
Sie ihrer großen Sorgen.
Wie wird der Menschenbrust so bang . . .
Der Tag so grau, die Nacht wie lang,
Wie lange bis zum Morgen!

Die Armut schleicht durchs Erdenhaus;
Sie späht nach einem Opfer aus
Und lugt durch Tor und Wände.
Auf — der du atmest froh im Licht,
Schau' ihr ins Henkerangesicht
Und feßle ihr die Hände!

Sie sitzt auf deines Lagers Rand
Und scheucht den Schlaf mit rauher Hand
Hinweg aus deiner Kammer.
Sie bannt mit bösem Blick zurück
Ins Herz das scheue Lebensglück
Und wandelt Lieb' in Jammer.

Des Tags näht sie ein dunkles Kleid
Aus Tränen und aus Herzeleid,
So mehrend deine Habe.
Und legt man endlich dich zur Ruh,
Wirft sie dir kaum ein Kränzlein zu
Als farge Totengabe . . .